

Woromm d'Brodwoorschd nöd röppt : Betrachtungen des sanggaller Dialekts auf seinen Wanderschaften durch die Gesellschaft [...]

Autor(en): **Elsener, Roman**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **3 (1996)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Woromm d' Brodwoorschd nöd räppt

**BETRACH-
TUNGEN
DES
SANGGALLER
DIALEKTES
AUF
SEINEN
WANDER-
WEGEN
DURCH
DIE
GESELL-
SCHAFT
DER
IN
DER
SCHWEIZ
LEBENDEN
PERSONEN
IM
AUSLAUFEN-
DEN
ZWEITEN
JAHR-
TAUSEND**

*Schtinggfein isch's im Metropol,
nobel isch's im Hecht,
und es sig för beschi Gäscht
no d Walhale rächt.
Schwarzi gönd is Ekkehard,
Rooti volggshuuswärts,
mer isch doch daa ales schnorz:
Weiss e Beiz mit Härz:*

*I mein de Splüüge-Spunte dött am Damm,
ba d Wertig säh und gseit «cherchez la femme»,
mi züchts in «Splüüge»,
i wör gaad lüüge,
wenn i wör säge, i sig dött nöd ganz dehamm!*

AUS DEN «ALTSTADT-LIEDERN» DES CABARETS SÄLEWIE, 1977

**EIGENTLICH WOLLTE
GOTT DIE MENSCHEN JA
FÜR IHREN ÜBERMUT
BESTRAFEN, ALS ER DEN
TURM ZU BABEL ZER-
SCHMETTERTE, DIE
MENSCHHEIT IN ALLE
WINDE ZERSTREUTE
UND IHR VERSCHIEDENE
SPRACHEN GAB, SODASS
DIE MENSCHEN SICH
NICHT MEHR VERSTEHEN
KONNTEN. HEUTE GIBT
ES TAUSEND WEGE, DEN
ANDERN UND DIE WELT
SOWIESO, AUCH IN DER
GLEICHEN SPRACHE,
NICHT ZU VERSTEHEN;
ALSO IST ES GOTT
UNTERDESSEN EGAL,
WENN SICH DIE MEN-
SCHEN WENIGSTENS
SPRACHLICH VERSTÄN-
DIGEN KONNEN. WAS
ABER, LIEBGOTT,
HABEN DIE SANGGAL-
LER VERBROCHEN, DASS
IHR DIALEKT NOCH
IMMER DERART
BELACHELT, NACH-
GEÄFFT UND BEMITLEI-
DET WIRD!**

VON ROMAN ELSENER

Das Internet wird Gott welewäg kaum als neue Himmelsbedrohung wahrnehmen, und auch das World Trade Center New York hat er bisher nicht in den Fluten versinken lassen. Die Welt darf mitenand plodere, sie kann es nur nicht mehr so richtig.

Der Wurm sitzt tiefer, manchmal bei zwei kleinen Buchstaben. Der Freund vom Gymnasium, der studiumshalber nach Z. zieht, sagt schon nach sechs Monden nicht mehr «i studier philosophie», sondern breit und grossstädtisch «ech studierä philo». Und mich nervt es, s'ragt mi uf: das ist doch nicht mehr er. Er dagegen geht sowieso nicht mehr gern in diese Bars, wo «jeweils die ganze Ostschweiz hängt».

Der redaktionelle Mitarbeiter bei Radio DRS darf den Text über den Waffenplatz bei Gossau zwar schreiben und gerne nach Bern faxen. Der Schweizer Öffentlichkeit vorlesen wird ihn aber dann doch ein Aargauer, er mutet halt schon komisch an, dieser offene Sanggaller Dialekt, und ich bin heidefroh, muss ich ihn nicht hören, und jedesmal, wenn es doch geschieht, wenn doch ein Sanggaller hinter dem Mikro sitzt, schuuderet es mich. – Schäme ich mich für den Dialekt?

Und jeder muss ihn nachäffen. Ob Basler oder Urner, ja gar die Berner, selbst mit Langsamkeit vorverurteilt, müssen dir deine ernstgemeinten Aus-

sagen auf St.Gallertütsch gleich nochmals um die Ohren schlagen und damit in den Bereich der Satire ziehen. Aber so meinen sie es dann doch eigentlich nicht, ehrlich, nein, sie finden den Dialekt einfach herzlich, viel schöner als der ihrige, weisch, aber gell, es tönt halt eifach luschtig. Und die Petra kann ihn also wirklich besonders gut nachmachen.

Also, Liebgott, was haben die Sanggaller verbrochen, dass sie mit ihrem Dialekt gestraft werden? Müsste ja ein ziemliches Ding von einem Turm sein. Es kommt einem zuerst das Kloster in den Sinn, aber das geht ja nicht, das ist ja extra für dich, und zweitens geht dort einäwäg keiner mehr hin. Es muss doch schon ein Anziehungspunkt sein. Einer, der die Aufmerksamkeit der Bratwurstfresser von dir ablenkt. Die HSG, ein neuer Götze? Halt, falsch – die meisten, die dort hingehen, sind nicht von diesem Idiom befallen, die HSG fällt in den Bereich World Trade Center, solche Sachen lässt du ja stehen. Ha! Die Tonhalle – das isch es! Frisch renoviert und schön pompös, aber dort haben wir schon so völkerverbindende Erlebnisse gehabt, wie z.B. das Nits-Konzert, und lauter und aufmüpfiger wird es dort au nüme. Die Grabenhalle wird's auch nicht sein, dort spricht man ja kaum miteinander, und wenn schon, dann lallt oder schreit man sich ins Ohr.

Lokalpatriotismus und Rock n Roll

Kein Grund also. Vielleicht ist es Einbildung. Angst. Zuwenig Selbstvertrauen, um sanggallertütsch in die Welt hinauszutrompeten. Lassen wir also Gott und Babel aus dem Spiel, ihm wird schon genug Schuld in die Schuhe geschoben. Dialekt ist doch kein Thema, was spielt er für eine verschwindend kleine Rolle gegen die Gesinnungen und Ideen von Menschen und Gruppierungen? Schliesslich spricht der klassische Stadt-Sanggaller auch schon ganz anders als der Rorschacher, welcher seinerseits schon wieder Probleme hat, die Diepoldsauer zu verstehen. Kommt es dir darauf an, ob einer statt «sonst», «susch», «sosch», «sus» oder «süs» sagt? Vielleicht sind wir die einzigen, die im Dialekt das Problem sehen. Vielleicht rufen die Luzerner, die dem Konzert der Ostschweizer Band lauschen, dem Sänger nur «hüb d'Schnurre und spiel!» zu, weil er Stuss erzählt. Nicht wegen seinem Dialekt, einfach, weil sie wieder Musik hören möchten. Und der Sänger ist heidefroh, wieder englisch singen zu dürfen, Lokalpatriotismus

gehört schliesslich wirklich nicht in den Rock'n'Roll. Und da das Medium ja schliesslich die Botschaft ist, bildet ein Dialekt in einem Rocksong nur schon durch seinen Gebrauch eine Aussage – ein lokalisiertes Statement, das ausserhalb seines Umfeldes die Gültigkeit automatisch verliert. Auch der Züri-West-Fan, der philosophischen Gehalt aus den Liedern der Berner extrahiert, wird diese Erkenntnisse kaum auf berndeutsch in seinem Brief an die Freundin weitergeben. Und die Postkarte aus den Skiferien – ist sie persönlicher, wenn ich in Schweizerdeutsch schreibe? An welchem Ort wärst du lieber – dort wo «mer's wirklich u lässig hend» oder dort wo «wir's wirklich geniessen»? Tatsächlich wichtig ist das nicht, wenn du dort bist, fühlst du dich, je nach Charakter, an beiden Orten vögelwohl, oder eben halt nicht.

Die Sache also mit Humor nehmen. Kapital daraus schlagen – manche haben es gar als Komiker geschafft. Ein Karrierehindernis, sagen die, die es beim TV oder Radio oder sonst ausserkantonale «geschafft haben», sei der Dialekt nicht. Man kann trotzdem Karriere machen. Den Käsefladen bestellen sie unterdessen aber als «ä Chäasweie». Toleranz auf beiden Seiten: Zum Dialekt stoh, aber nicht stur auf pur beharren.

Multikulturelle Bereicherung

Und in Zukunft? Seit gut dreissig Jahren haben wir internationales Fernsehen, Radio, seit viel längerer Zeit hochdeutsche Zeitungen und anderssprachige Mitmenschen. Der Dialekt hat sich ein bisschen abgeschliffen. Erstaunlich wenig zwar, aber er ändert sich. Kommt Zeit, kommen andere Wörter. In den Adern der Kids in unserer Region fliesst zum Glück immer mehr internationales Blut. Im Sprachschatz des Jugendlichen nehmen englische, jugoslawische oder spanische Wörter ebenso wie Schlagwörter und Mega-Ausdrücke Platz. Wenn der Italiener der zweiten oder dritten Generation in einer Schweizer Grossstadt steckt, ist er dort eher der Latino als der Sanggaller. Techno spricht sowieso eine andere Sprache. Die Zeiten, in denen einfach Furgler oder Roderer tschuld waren, sind vorbei.

Wenn schon jemand tschuld sein muss, dann halt schon viel eher jene Sanggaller Militärchöpf, die immer so schnittig befehlen konnten und so irreparable Schäden in den Sprachzentren andersregionaler Gehirne angerichtet haben – blink-blink-Achtung, Sanggallerdeutsch!

D Sanggaller, säged vilí, red ehrí a, ehri ä, die tönét vil I wiíche nöd ab, Keí Jota, es bestoht denn an Keí Verdu (CHRISTIAN MÄGERLE

Die «Black East Switzerland Tigers» - Ossi in Zürich-City

All jene OstschweizerInnen, die sich zu Städtischerem, ja Höherem berufen fühlen und zu Hause in Gullen, Rorschach oder Wil den sicheren Erstickungstod fürchten, all diesen jungen Frauen und Männern aus dem helvetischen Ostblock, die es in weltstädtisch klingende Orte zieht wie Zürich, Basel oder Bern, die es nach Westen drängt, an den Nabel der Welt, an den Busen der Grossstadt, all jenen frustrierten Ossi-Kids, die da aufbrechen in eine neue Zukunft, wird es spätestens beim Überfahren der Kantonsgrenze wie Talgtropfen aus den Ohren knallen: «Sanggallärdialäkt töönt fäschissää». Und selbst der vielgereiste Stadt-Sanggaller merkt schon bald: «So chumi dojo niä ä Fründin öbär».

Glücklicherweise gibt es mittlerweile in fast jeder grösseren Stadt der Schweiz entsprechende Selbsthilfegruppen. Zum Beispiel die «Black East Switzerland Tigers» (BEST) in Zürich: In einem Kellergeschoss an der Müllerstrasse 88 im Zürcher Elends-Stadt-kreis 4 treffen sich jeden Mittwoch und Freitag nach Einbruch der Dunkelheit an die dreissig Exil-Ossi von Buchs über Rorschach, St.Gallen und Wil, um unter ihresgleichen ungestört ihre ureigene Sprache zu pflegen und zu hegen. Es wird gesungen und getanzt, gescherzt und gelacht – illegal, denn die «Black East Switzerland Tigers» sind im Kanton Zürich verboten.

Unter den BEST-MitgliederInnen befinden sich vor allem junge Men-

schen aus verschiedenen Eliteberufen und Kantonsgebieten, wie etwa ein Grafiker aus Rorschach, ein Fotograf aus St.Gallen, eine Fernsehmoderatorin aus Rebstein, ein Journalist aus Uzwil, ein Fotomodel aus Balgach, ein Schauspieler aus Buchs oder ein Oberösterreicher aus Grabs. Ostschweizer Auswanderer, die in Zürich aufgrund ihres angeborenen Dialektes auf offener Strasse diskriminiert («...Ossi stinken...»), ausgelacht («...Scheiss-Ossi-Sampler: Pop Me Gallus, Suck My Phallus, hahaha...») und nachgeäfft werden («...wötsch ä Brodwoorsch...») und sich nun Hilfe und Unterstützung durch die «Black East Switzerland Tigers Zürich» erhoffen. Geheime Veranstaltungen jeglicher Art sollen deshalb dazu dienen, das Leben von Ostschweizern unter Zürchern zu erleichtern, die eigene Behinderung zu akzeptieren und damit auch erfolgreich leben zu lernen: Walter Roderer, Trudi Gerster, die Sanggaller Mundart-Musikgruppe Mumpitz und Kurt Felix – mutige Männer und Frauen, die es trotz ihrer Behinderung geschafft haben, über ihre Sprachgrenze hinaus Achtung und Bewunderung zu finden, sind regelmässig im Clublokal der «Black East Switzerland Tigers» zu Gast, halten Vorträge, musizieren oder verstecken Kameras.

Ziel und Zweck der zur Zeit noch vorwiegend im-Untergrund agierenden Selbsthilfegruppe BEST ist es allerdings auch, nebst kulturellen und aufklärerischen Happenings das gegenseitige Interesse am anderen Geschlecht

zu wecken, bzw. den im Exil lebenden OstschweizerInnen trotz ihrer Sprachbehinderung ein sexuell erfülltes Dasein zu ermöglichen, ohne abgewiesen und ausgelacht zu werden, wenn Mann fragt: «...chunnsch no ufän Kchafi mitufä...» und Frau turtelt «...abär nu ufä Sprüngli...». Von Verabredungen mit Nicht-Ostschweizern wird generell abgeraten, weil vor allem ZürcherInnen oftmals nur das eine wollen: Sex mit Sprachbehinderten. Enttäuschungen sind somit vorprogrammiert.

Natürlich sind auch im Kanton St.Gallen lebende Freunde, Verwandte und SymphantisantInnen der «Black East Switzerland Tigers» jederzeit herzlich eingeladen, das BEST-Clubkolal (von Eingeweihten liebevoll «Minibar» genannt) in Zürich zu besichtigen. Auch aufrichtig interessierten Nichtbetroffenen wird in der Regel Eintritt gewährt, jedoch nicht ohne unaufgefordertes Vorzeigen eines gültigen Personalausweises (mit Foto) und mit der Bitte, sich im Innern des Lokals ruhig zu verhalten, bzw. nur im Notfall zu sprechen. Der Türsteher (ein Diepoldsauer Metzgermeister) behält sich zudem vor, aufgrund einer optischen Schnell-Beurteilung im speziellen Stadtzürcher Szenenpack und Aargauer Oberlippenschnauzträger mit den Worten «...paaradschnorrä, du huärä Dreäcksthurgauär...» abzuweisen, notfalls gar zu verprügeln, zu zerstückeln und die Limmat hinunter zu spülen...

Frank Heer, Exil-Ostschweizer, in Zürich lebend

ist so hell,
zu grell.
Kei Moor;
unkeligs gfoh

Perzeption des Sanggaller Dialektes in Bern

Was nervt denn viele DeutschweizerInnen, ja selbst SanggallerInnen, derart an diesem Dialekt? Ist es vielleicht die fast schon penetrante Verwendung des Diminutiv? Tatsächlich hat die Sanggaller Mundart die Tendenz, alles umsvorode zu verniedlichen, selbst dann, wenn es eigentlich gar nicht angebracht erscheint: Weshalb denn, om Himmelswille, nennen viele SanggallerInnen Menschen, die Drogen konsumieren, «Drögeler», also «söttigi wo drögele tönd»? Woher kommt diese Verniedlichungs- und Bagatellisierungssucht?

«Also mich persönlich, mich stört es ja nicht, ich habe nichts gegen diese Leute, und sogar Freunde von mir haben das...». Solche und ähnliche Kommentare bekommt unser in Bern lebender Korrespondent, der St.Galler Patrick Stadelmann, immer wieder zu hören. «Die Rede ist hier nicht von Fusspilz oder Hämorrhoiden, vielmehr handelt es sich hierbei um die häufigste Einleitung von Bernern, wenn sie über ihren Eindruck von Sanggaller Dialekt parlieren», schreibt uns der Student. «Dass auf diese Toleranzbezeugung in den allermeisten Fällen trotzdem eine Flut von *wenn's* und *aber's* folgen, zeigt, dass es sich bei der St.Galler-Dialekt-Problematik ganz ähnlich verhält wie bei den anderen Formen der Diskriminierung: Man hat persönlich zwar nichts dagegen, aber es stört und stresst halt schon».

Worin liegen die Gründe? «Der ohrenfälligste Grund ist unser Sprechtempo, das Berner scheinbar

schlichtwegs überfordert, und sogar beim simplen Bestellen eines Kaffees bei der Bedienung Konfusion und Unverständnis auslösen kann», berichtet Stadelmann. Bei den meisten der befragten BernerInnen sei dieses Sprechtempo auch das Hauptmerkmal und gleichzeitig der Hauptkritikpunkt des Sanggaller-Dialektes. Im weiteren störe den Berner vor allem Phonetisches und «Fehler» in der Aussprache: «Zu häufiges Vorkommen von ö-Lauten (*mönd go förbä*, während Berner *go wüschä müässä* sagen).

Ein «el» am Ende eines Wortes, das von einem Sanggaller auch korrekterweise als solches ausgesprochen würde, verstünden die Berner nur sehr schwer: «Will man Missverständnissen aus dem Weg gehen», empfiehlt Stadelmann, «ist diese Endung durch das bernische u zu ersetzen (*Esu, Bügu*)».

Und eben: Dieser sanggallische Diminutivismus geht den Bernern schaurig auf den Keks. Dazu Stadelmann: «Diese Verkleinerungsformen mit li am Ende lösen bei Bernern etwa dasselbe aus, wie eine Kreide, die auf einer Wandtafel quietscht». Stadelmanns ernüchterndes Fazit seiner Umfrage: «Über ihren Dialekt erwecken die Sanggaller bei Bernern den Eindruck von hektischen, gestressten, rauhen, bünzlihaften Menschen, denen zudem, was einigermassen überrascht, der Ruf von Vielredern, sogenannten Schnorris, vorseilt». Wenig löbliche Attribute, die dann relativiert würden, sobald man die Berner fragt, welche Exponenten unseres Dialektes sie denn assoziieren würden: «Am häufigsten», so Stadelmann, «wurde dann versucht, Beat Breu nachzuäffen, vorwiegend mit seinem schon legendären Satz *Dä Gody Schmutz dä Saubund*... Daneben wurden noch Kurt Furgler, Kurt Felix und Walter Roderer häufig genannt. Was aber erstaunt, ist die häufige Erwähnung von Beni Turnheer, und was wirklich schmerzt: Nicht selten wird Christoph Blocher mit dem Sanggaller Dialekt in Verbindung gebracht».

Dies zeige, wie undifferenziert in Bern «östlich-von-Bern-Schweizer» behandelt würden: «Als Sprachgrenze gilt nämlich nicht etwa Wil oder immerhin Würenlos, sondern die sogenannte Nei-Grenze: Hört sich nämlich diese Verneinung als Nei an (sprich Nai) und nicht als Nei (ausgesprochen wie Nessie ohne «ss»), so läuft dem Berner ein Schauer über den Rücken, und man ist als Sanggaller definitiv geoutet».

Ein St.Galler in Basel

Es sei schon ein komisches Gefühl, sich im Verlauf eines Gesprächs immer erkannter und regionalausländischer zu fühlen, berichtet Guiseppa Gracia aus Basel: «Das kumuliert sich bei einem wie mir noch, als Italiener-Spanier, und ich fühle mich dreifach beschmunzelt, als Ussländer, Galler und Ex-Oberströssler».

Kürzlich aber, so Gracia, habe er ein schönes Gefühl gehabt: «Ich war warm, nachdem ich St.Gallen gesagt hatte, und mir noch, als Italiener-Spanier, und ich fühle mich dreifach beschmunzelt, als Ussländer, Galler und Ex-Oberströssler». Es ist nicht so wie in Italien oder Spanien, da sagen sie, aha, ein Schweizer, der versucht, Italienisch oder Spanisch zu sprechen, nein, es ist wie gestern im Warteck, wo du ob deiner Verbalität zugeordnet wirst im selben Land, und damit akzeptiert als Schweizer (...) Heute morgen beim Begg etwa, wo ich immer ein Gipfeli kaufe oder ein Weggli, und Pfunderli anstatt Laibli, Crèmerolle anstatt Cornet sage: ich bin in St.Gallen aufgewachsen, mini Fründä, mini erscht Liebi, mini Schuel, mini erschte Tschops, mini erschte (und hoffentli letschte) Schulde... all das ist in der Sprechat vorhanden, wenn ich etwas bestelle, es ist, als würde ich sagen: Gib mer en Gipfel, i chum us Galle und chas au zahle.» Allerdings, so Gracia, begegne er auch immer wieder Menschen, die zwar nicht mehr lächeln, sobald er seinen Mund öffnen würde, sondern vielmehr subtil-kollegiale Vorwürfe wie etwa «es ist schwer, den alten Dialekt loszuwerden, ich weiss» auszusenden. «Damit wollen sie bestimmt nicht nur sagen, dass es allmählich Zeit werde, Gallen aus dem artikulatorischen Universum zu verbannen, sondern womöglich auch, dass sie das Gefühl haben, ich gäbe mir nicht genug Mühe, ins Baaslerische vorzustossen». Obwohl er inzwischen fleissig «Sali» statt «Tschüss» und «Jaa» statt «Jo» und «Salaat» statt «Saloot» sage, glaubt Gracia, «dass i gallisch bliibe will, us Fuulheit, us Gwohneheit oder so, und doch macht sich mini Zunge mengmol selbständig und assimiliert Happe vo Baasler-Düütsch».

Anlässlich der Fasnacht sei ihm besonders bewusst geworden, wie schwierig es ist, als Auswärtiger an der Kultur einer Region aktiv teilnehmen zu können: «Um einer Basler Morgenstrach-Clique beitreten zu können, müsst du das sogenannte Baasler-Dütsch-Wörterbuch beherrschen. Die hiesige Dialektbibel müsst du intus haben, es git sogar e Prüefig!»